

(Nachdruck verboten.)

1) Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.
Erster Teil.

I.

Der alte Deemster*) Christian auf Ballawhaine war ein harter Mann, wenigstens nach außen hin. Man nannte ihn den eisernen Christian und warnte jeden, diese Eisenhand gegen sich herauszufordern. Und doch war der Grundzug seines Charakters nicht nur Kraft, sondern auch Edel-sinn. Im Innern war er nicht kalt von Natur, aber er liebte es, sich mit einer Eiskruste zu umgeben. An dem Feuer, das darunter brannte, erwärmte er sein altes Herz, sobald er allein war; aber er trug gern ein frostiges Wesen zur Schau. Er war ein Mann mit verschlossener Seele. Die dunkle Kammer, in der er seine Gefühle verbergen hielt, war nur gewaltsam zu öffnen, wer das aber that und ihn einmal in seiner Blöße zu sehen bekam, der hatte es bei ihm für immer verscherzt. So war es seinem Sohne, dem Vater Philipps, ergangen.

Er hatte zwei Söhne. Der ältere, ungestüm von Natur und ein Feuergeist, war eine jener herrischen Seelen, die Baum und Bügel bedürfen, wenn sie nicht kopfüber in den Abgrund stürzen sollen. Der alte Deemster Christian hatte diesen Sohn Thomas Wilson genannt, nach dem frommen Heiligen, der einst Bischof von Man gewesen war; doch bestimmte er ihn für den Richterstand und nicht für die Kirche. Das Amt eines Deemsters war zwar nicht erblich und konnte das auch nicht werden, aber durch sechs Generationen waren die Christiane auf Ballawhaine Deemster gewesen und so erwartete denn der alte eiserne Christian, daß sein Sohn Thomas Wilson Christian nach ihm das Richteramt bekleiden würde. Doch die Nachfolge war keineswegs sicher. Es kam bei der Wahl mehr auf Verdienst als auf Einfluß an. Deshalb ließ der Alte seinen Sohn erst das englische Recht erlernen und rief ihn dann zu seiner praktischen Ausbildung nach Man zurück. Der junge Mann täuschte jedoch die Erwartungen des Vaters einigermassen. Er hatte während seines Aufenthaltes in England gewisse moderne Lehren in sich aufgenommen, die dem alten Deemster höchst mißfällig waren. Neue Begriffe vom Eigentum, neue Anschauungen über die Ehe und die Stellung der Frau, neue religiöse Lehrsätze (die alten wurden einfach in Aberglaube umgetauft) — lauter Schrullen, die gleich Saugmuscheln den eben vom Stapel gelaufenen Schiffen anhaften, die sich in unbekannte Gewässer hinauswagen; der Alte war aber kein Schiffsbaumeister, er verstand die Kunst nicht, sie ohne Beschädigung des Rumpfes zu entfernen. Der Deemster war jenen Ideen gelegentlich in den Zeitungen begegnet. Sie wirkten auf seine engbegrenzte Einbildungskraft so erschreckend und verwirrend, wie Laster auf rechtschaffene Leute, die pflichtgetreu ihres Weges wandeln. Doch lag das alles damals noch weit von ihm ab, jenseits des Meeres und der Berge, ein Sündenpfehl gleich dem alten Sodom, der auch eines ähnlichen Unterganges gewärtig sein durfte wie Sodom. Und siehe da, in einem Nu waren ihm die neugeborenen Ideen in sein eignes Haus und Gehöft herübergeflogen und eingebunden.

„Mit scheint,“ sagte er mit einem forschenden Blick, „daß Du den Knecht für so gut hältst wie den Herrn?“

„Nein,“ sagte der Sohn, „meist für viel besser.“
Der eiserne Christian änderte jetzt seinen letzten Willen. Dem älteren Sohne setzte er nur eine Leibrente auf Ballawhaine aus. „Der Junge hat etwas vor,“ sagte er und suchte dem Uebel so vorzubeugen. Er wußte sich nicht zu helfen; er schämte sich, konnte sich aber nicht überwinden — der heftige alte Mann fing an, seinem Sohne im tiefsten Herzen zu grollen.

*) Das ist auf der Insel Man die Bezeichnung für die von der englischen Regierung einzusetzenden Richter, deren es immer zwei, einen für den Norden und einen für den Süden der Insel giebt. Sie sind nächst dem Gouverneur und dem Lord Bischof die höchsten Beamten. Sie haben Sitz und Stimme im Rat, der aus neun Personen besteht, zu denen der Generalsstaatsanwalt und der Clerk of the Rolls, der Kanzleidirektor, gehören.

Die beiden Söhne des Deemsters glühten der Innen- und Außenseite eines Trinkgefäßes, und dies Gefäß war der Deemster selbst. Wenn Thomas Wilson, der ältere, das Feuer und die Milde von des Vaters Innern besaß, so war der jüngere, Peter, des Vaters Außenseite, Eisen und Eis. Peter war klein und fast mißgestaltet, mit Schultern, die sich über die eingefallene Brust wölbten, und mit schlotterigen Gliedmaßen. Doch wenn die Natur ihn mit Mißgunst behandelt hatte, so war sein Vater nicht gütiger gegen ihn. Er ließ ihn für keinen Beruf ausbilden und beschränkte seine Aussichten auf eine jährliche Rente aus dem Vermögen seines Bruders. Seine Rede war bitter, seine Stimme kalt, er lachte nur selten, und nie sah man ihn weinen. Es nahm vieles gegen ihn ein.

Außer den beiden Söhnen hatte der Deemster noch ein Mädchen im Hause, doch sah er das nur für etwas ganz Beiläufiges an. Es war seine Nichte, das Kind seines einzigen Bruders, der schon im ersten Mannesalter gestorben war. Sie hieß Anna Charlotte de la Tremouille — nach der Herrin von Kuschen, denn auch die Familie Christian hatte heroische Anwandlungen, so gut wie alle andern Menschen. Das Mädchen hatte hübsche Augen, einen unsicheren Ausdruck um den Mund und war überaus schüchtern. Eine milde Freundlichkeit lag in ihrem ganzen Wesen und ihre Erscheinung hatte einen gewissen zitternden Glanz, wie wenn die Sonne glitzernd durch eine Felschlucht bricht. Ihre Mutter starb, als sie ein Kind von zwölf Jahren war, und so wuchs sie im Hause ihres Oheims und ihrer Vettern unter Männern und Knaben auf.

Eines Tages zog Peter den Deemster auf die Seite und flüsterte ihm vorlegen, jedoch nicht ohne Verherrlichung seines eignen Scharfsinns, eine Geschichte von seinem Bruder ins Ohr. Es handelt sich um ein Mädchen Namens Mona Gressin. Sie wohnte auf dem Berge, eine halbe Meile südlich von Ramsay, im Hause ihres Vaters, Wilm Vallure, eines verabschiedeten Schiffskapitäns und Duzbruders aller lustigen Kumpane der Stadt.

Das gab nun viel Geschrei und Lärmen, und der eiserne Christian sandte nach seinem Sohne.

„Was muß ich da hören!“ schrie er und warf ihm einen wütenden Blick zu. „Was — eine Dirne? Also darauf läufst alle Deine Gelehrsamkeit hinaus — he? Aber sieh Dich vor! Sieh Dich vor! Keiner meiner Söhne soll Schande über mich bringen. Beschieh es doch, so werse ich ihn noch am selben Tage zur Thür hinaus.“

Thomas hielt mit großer Anstrengung an sich.
„Schande?“ sagte er. „Schande, womit, wenn ich bitten darf?“

„Schande, womit?“ wiederholte der Deemster, dem Sohn in spöttischer Weise nachsäffend. Dann aber brüllte er: „Wenn man ein armes Mädchen verführt — ist das nicht Schande genug? Ist's nicht genug, he?“

„Mehr als genug,“ sagte der junge Mann. „Wer aber thut das? Nicht ich!“

„Dann thust Du noch Schlechteres! Sagte ich Schlechteres? Gewiß sagte ich Schlechteres! Etwas weit Schlechteres! Hast Du's gehört — etwas Schlechteres! Du schleichst um Vallures Haus herum und sehest dem armen Dinge allerlei Thorheiten in den Kopf. Ich will davon nichts mehr hören. Habe ich Dich darum nach England geschickt? Schämst Du Dich nicht vor Dir selbst? Vergiß nicht, was Du Deiner Stellung schuldig bist. Ein armes Mädchen ist ein armes Mädchen und ein Deemster ein Deemster!“

„Ja, Vater,“ erwiderte Thomas plötzlich heftig werdend, „und ein Mann ist ein Mann. Was aber die Schande betrifft, so brauche ich mich keiner Sache zu schämen, die nicht schimpflich ist. Der beste Beweis, den ich dafür geben kann, daß ich dem Mädchen keine Unehre zu machen gedenke, ist, daß ich es zu heiraten beabsichtige.“

„Was? Du beabsichtigst — was? Habe ich recht gehört?“

Der alte Deemster neigte sein gutes Ohr dem Munde des Sohnes zu und dieser wiederholte die Drohung. Unbesorgt! Kein armes Mädchen solle durch ihn verführt werden. Er wäre über alle thörichten Vorurteile hinaus.

Der eiserne Christian stand wie vom Donner gerührt.

Er schnappte nach Luft, er war starr, er rang nach Worten und brach endlich mit heftigen Vorwürfen los.

„Was? Dein Weib? Dein Weib? Die Sälumpe . . . die Dirne . . . die . . . Und noch dazu die Tochter dieses Trunkenboldes, dieses alten, heruntergekommenen Kerls, dieses rohen Krakehlers . . . dieses . . . Mein eigener Sohn will die Hand erheben, um sich die Kehle abzuschneiden . . . ja wohl, die Kehle. . . Und ich soll ruhig dabei stehen. Nein, nein! Ich sage nein und abermals nein!“

Der junge Mann versuchte noch einige Gegenreden, sie wurden aber durch das Geschrei des Vaters übertäubt.

„Du bleibst dabei? Du willst dabei bleiben? Dann ist Dein Gut da Dein Haus. Nimm ihn nur . . . nimm ihn!“

„Es ist nicht nötig, mir's zweimal zu sagen, Vater.“

„Fort mit Dir . . . zu Deinem Weibsbild, Deiner Bettel! Gott, halte meine Hand von ihm zurück!“

Der alte Mann erhob die geballte Faust, der Sohn aber stürzte zum Zimmer hinaus. Es war nicht nur der Deemster, der fürchtete, daß er die Hand an sein eignes Fleisch und Blut legen könnte.

„Halt! komm zurück, Du Lungenichts! Höre mich erst! Ich bin noch nicht fertig. Warte, Du hickköpfiger Schlingel, so warte doch! Kannst Du einen Menschen nicht ausreden lassen! Geduld, komm zurück! Thomas Wilson, komm zurück! Thomas, Thomas, Tom! Wo ist er? Wo ist er denn hin, der Junge?“

Der eiserne Christian war dem Sohn barhäuptig auf die Straße nachgelaufen, indem er mit heiserer Stimme seinen Namen schrie — der junge Mann war aber fort. So ging er denn langsam zurück, und der Wind spielte mit seinem grauen Haar. Er war nach außen ganz Eisen, aber im Innern ganz Vater.

An diesem Tage änderte der Deemster zum zweitenmal sein Testament und enterbte seinen ältesten Sohn.

II.

Peter nahm im Laufe der Zeit Besitz von Ballowhaine; er war aber kein Rechtskundiger und die Reihe der Deemster aus der Familie Christian ward unterbrochen.

Inzwischen war Thomas Wilson Christian ohne weiteres mit Mona Orellin ehelich verbunden worden. Er liebte sie, schreckte aber doch, trotz seiner Grundfäße, vor ihrer Unwissenheit und dem Abstand ihrer gesellschaftlichen Stellung zurück, und war schon fast gewillt, sie aufzugeben, als die Vorwürfe des Vaters ihn zum Jorne entlanmt und seinen Mut von neuem angepörrt hatten. Sie war aber kaum sein Weib geworden, als er sich klar bewußt wurde, welchen Preis es ihn kostete. Von Glück konnte bei solchem Beginn nicht die Rede sein. Er hatte ein Band geknüpft, das ihn in den Staub zog, und dadurch jedes andre Band zerrissen. Die Reichen schlossen ihn von sich aus, und die Armen hörten auf, ihm Ehrerbietung zu bezeigen.

„Es ist wirklich gegen allen Anstand,“ sagte der eine — „Wie wenn eine Kartoffel 'nen Hering heiratet,“ sagte der andre. „Und wenig besser, als ob sich Hunger und Durst zusammenthäten.“

Bei dem allgemeinen Verfall seines Ansehens kam er auch in seinem Beruf zurück. Er verlor Mut und Streben. Seine philosophischen Grundfäße leisteten ihm keine Dienste, weil sie auf dem Markte, wo er sie verwerten wollte, keine Nachfrage fanden. Und so versank er mit jedem Tage tiefer in dem Schlamm eines vergeudeteten, zu Grunde gerichteten Lebens.

Die Frau schlug auch nicht gut an. Sie war eine reizbare Person mit hübschem Gesicht, aber ohne alle Haltung, geistlos und überaus eitel. Sie war ihrem Mann als Liebhaber wohl ein wenig zugethan gewesen, als aber ihre Heirat keinen Reiz erregte, wurde sie mißtrauisch. Sie redete sich gelegentlich ein, daß sie vom Schicksal betrogen wäre, und hörte nicht auf zu klagen, daß jedermann sie so behandle, als hätte sie es auf ihres Mannes Verderben abgesehen gehabt.

Der Mann fuhr fort, sie zu lieben, doch nach und nach fing er auch an, sie zu mißachten; bei seinem ersten Sprung ins Wasser hatte er sich gebrüht, einem heldenhaften Entschluß gefolgt zu sein. Er hatte ein gutes Mädchen nicht der Unehre preisgeben wollen, weil sie vielleicht seinem Fortkommen hinderlich sein konnte. Sie aber hatte sich sein Opfer nie zum Bewußtsein gebracht. Sie begriff offenbar nicht, daß er vermuthlich ein großer Mann auf der Insel geworden wäre, hätten ihm Liebe und Ehre nicht den Weg versperrt. Ihre Unwissenheit war kläglich und er schämte

sich ihrer. Er hatte sich die Verachtung der Welt erworben, und sich nicht einmal vor Selbstverachtung geschüht.

Der alte Seemann starb plötzlich in einem Rausch, den er sich auf dem Jahrmarkt geholt hatte, und das Ehepaar gelangte in den Besitz seines Hauses und Eigentums zu Vallure. Dies besserte jedoch die Beziehungen zwischen ihnen nicht. Die Frau erkannte, daß sich ihre Stellung zu einander jetzt völlig verändert hatte. Sie war es jetzt, die Brot ins Haus brachte. Nach einer geringschätzigen Behandlung, die sie eines Tages auf der Straße von Verwandten ihres Mannes erlitten, führte sie ihm in ihrer gekränkten Eitelkeit zu Gemüte, daß er ohne sie und die ihrigen nicht einmal ein Dach über dem Kopf haben würde.

Und doch fuhr der Mann fort, sie zu lieben. Auch war sie noch durchaus kein verwahrlostes Geschöpf. Sie konnte zu Zeiten heiter und freundlich sein und zeigte sich außer bei ihren schlimmsten Anfällen von schlechter Laune als flinke, thätige Frau. Das Haus war freundlich und traulich. Es gab nur eins, was ihn daraus fortreiben konnte, aber es war von allem das wichtigste. Doch hatten sie auch ihre heiteren Stunden zusammen.

Ein Kind war ihnen geboren worden, ein Knabe, und sie nannten ihn Philipp. Das war zwischen ihnen der Anfang vom Ende — die eiserne Klammer, die sie zusammen, doch zugleich auseinanderhielt. Der Vater gedachte beim Anblick des Sohnes an alles Verlorene, und bei der Mutter wurde die Erinnerung an ihre gekränkten Hoffnungen durch ihn frisch aufgestachelt. Der Knabe war eigentlich der rechtmäßige Erbe von Ballowhaine, die Erbschaft war ihm jedoch durch die Schuld des Vaters verloren gegangen und er hatte nichts.

Philipp wuchs zu einem einnehmenden Knaben auf. Es lag etwas Hoides und Liebenswürdiges, etwas Hochherziges, ja fast Großartiges in seinem Wesen. Eines Tages sah der Vater neben dem mächtigen Fuchsiabaum, der im Garten auf dem Rasenplatz stand, und beobachtete seinen kleinen blondhaarigen Sohn, der mit zwei großen Knaben, die er von der Straße hereingeholt hatte, und mit noch einem andern, vertrauteren Spielkameraden, dem kleinen, barfüßigen Peter aus der Hütte am Brunnen, auf dem Kiesweg mit Mürmeln spielte. Anfangs verlor Philipp, und die großen Jungen sackten sofort mit Behagen ihren Gewinn ein. Dann gewann Philipp, und der kleine kraustöpfige Peter wurde rein ausgeplündert und ließ den Kopf hängen. Als Philipp das sah, hielt er inne, nahm eine nachdenkliche Miene an und rief dann lebhaft aus: „Peter hatte diesmal kein Glück gehabt; hier, laß es ihn noch einmal versuchen.“

Des Vaters Brust schwoll; er ging hinein zu der Mutter und sagte: „Mir ist — vielleicht habe ich unrecht — mir ist aber doch, als ob unser Junge nicht so wie andre Knaben wäre. Was sagst Du dazu? Thorheit? Mag sein — mag sein! Keinen Unterschied, wie? O nicht doch, nein, nein!“

Tief in dem geheimsten Winkel des Herzens hegte Thomas Wilson Christian, der gebrochene Mann, der im Schlamme stecken gebliebene Rahn, der entwurzelte Stamm, von nun an einen Lieblingsgedanken. Der Sohn würde alles wieder gewinnen, was der Vater verloren hatte. Er besaß Anlagen, er sollte zum Rechtsgelehrten erzogen werden — eine groß angelegte Natur — und man würde ihm helfen, sie zu entwickeln; ein hübsches Gesicht, das jeder lieb haben mußte; Gefühl für Gerechtigkeit und die herrlichste Befähigung, Glück um sich her zu verbreiten. Deemster? Warum nicht? Ballowhaine? Wer konnte es wissen? Der angesehenste, edelste, größte aller Bewohner von Man? Gott weiß es!

Nur muß man ihn lehren, das, was dem Vater verderblich geworden, zu fliehen. Die Liebe? Nein, doch laßt ihn nur lieben, wo er auch achten kann — und nie außerhalb seiner eignen Sphäre. Die Insel ist hierfür zu klein. Zu lieben und geringzuschätzen, heißt die Qualen eines Verdammten erdulden.

Sobald der arme Mann anfing, diese Träume zu nähren, peinigte ihn jede Liebföpfung, die die Mutter dem Sohne zuwendete; und durch jedes Wort, das sie an ihn richtete, wurde er gereizt. Für ihn selbst mochte ihre ungebildete Sprache ja hingehen und die überschwenglichen Liebfönungen ihrer empfindsamen Stimmungen waren ihm bisweilen sogar angenehm — der Knabe durfte aber durch dergleichen nicht erniedrigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Nachbild aus Guglmücken.

Skizze von Lina Leidl.

Gespensstiches, unheimliches Dunkel ringsum. Kaum die Hand sieht man vor den Augen. Die vereinzelt melancholischen Luftentwürfe, die aus einem schlecht umgärteten Teiche mit gräserlosen, von Wassergeräusch und Schweinen verunsteteten Ufern ertönen, abgerechnet, ist kein Laut im weiten Umkreis zu vernehmen.

Da schreitet eine lange, schwarze Gestalt fast lautlos über die vielen runden Holzbohlen, welche streifenweise des sumpfigen Untergrundes wegen quer über die ganze Straße liegen.

Mit einem leichten Schwünge setzt der lange Kerl über den niederen, sich längs der Straße hinziehenden Holzzaun, der die Umgrenzung des ersten der vier Bauernanwesen, aus welchen die Ortschaft Guglmücken besteht, bildet. Leise, vorsichtig nach allen Seiten um sich spähend wie ein Dieb, schleicht der Eindringling an der offenstehenden Wagenremise entlang, nimmt die an der Außenwand an zwei vorstehenden Holzzapfen aufgehängte Leiter herab und hebt sie dann unter kaum zu unterdrückendem Pusten vorsichtig über den Zaun, wobei ein leises Knacken entsteht, was dem alten, mürrischen Hofs Hund ein kurzes, heiseres Gebell entlockt.

Nun nimmt der wieder glücklich außerhalb des Zaunes Angelangte die schwere Leiter auf die Schulter und strebt damit dem zweiten, größeren, rundum abgeschlossenen Bauernhofs zu, der von der Straße etwas weiter zurückliegt.

Dortselbst angekommen entledigt er sich seiner schweren Last und lehnt die lange Leiter, die bedenklich hin und her schwankt, leise an die Hinterfront des Hauses.

Nachdem der Bursche sich noch schnell von deren sicherem Standpunkt überzeugt hat, klettert er die vielen Sprossen hinauf, lautlos und behend wie ein Wiesel.

Zwei kurz auf einander folgende energische „Klopfer“ am Kammerfenster bewirken, daß dasselbe im Nu von innen geöffnet wird, von einer jungen, stämmigen Bauernbirtin, der „Nichtbauern-Karl“, um die es angeht, wie „im Winter um die Häuslinge“.

Als bald entwickelt sich ein eifriges Gespräch und trotz der warnenden Abmahnungen Karls wird dasselbe seitens des Besuchers ziemlich laut und erregt geführt.

Er ist einmal zu „giftig“, der Wasillhuber Kav, er muß sich ein wengerl Luft machen.

„Ich sag' Dir gerad so viel: drauf kommen wann ich Dir thu, daß Du mich für den Narren hast.“

„Wie werd' ich denn dies thun!“ beschwichtigte die Karl ängstlich. „Wie Du mir nur gerad' eine solche Schlechtigkeit zutrauen magst! Ich weiß gar nit Kav, was Du allemal gleich für ein damischer Gispel bist!“

„Wer hat Dir denn nur g'rad die Geschichte wieder einblasen — daß ich den alten Wittiber heiraten thät?“

„Das geht Dich nit an, hab' ich's inne worden wo in der Welt! Aber dassell' laß Dir gemerkt sein, Karl — wahr, wann dies wirklich ist, daß Du einen andern heiratest, nachher sei Euch aber unser Herrgott gnädig — Dir und Deinem schönen Hochzeiter!“

„Geh, hör auf — Du Granitus! Es ist Dir ja doch nit so, wie Du Dich anstellst.“

Und den rabiaten Burschen den kräftigen, aber arg vernachlässigten Schnurbart krauend, fährt die Dirn, schmeichelnd fort: „Wer wird denn dies alles glauben, was die Leut' sagen! Die schwagen gar wiewiel daher, wenn der Tag lang ist. Ich hab' ja doch nit keinen gern, als wie Dich, schau! Aber jetzt sei g'scheit und laß Dich nit auslachen! — Geh' zu — geh' fort jetzt — der Tyras hat schon wieder angeschlagen. Wenn uns der „Boda“ drunter kommt, nachher staubt's!“

„Karl — geh weiter — a so kannst mich nit fort schicken heut — laß mich ein kleines wengerl eini zu Dir!“ fleht der nun wieder besänftigte Bursch.

„Geh' gar so ein sakrischer Zugluft da heraußen. Geh' zu — sei g'scheit!“

„Na, na — nit Tabak da! Damit daß Du es auch weißt, wann Du voreh so saumäßig grob gewesen bist mit mir. Und überhaupt ist nit alle Tag „Kirta“, weißt!“

„Geh, daß Du so sein laust, Karl! Dies hätt' ich samt dem nit vermeint. Na — nachher gib mir wenigstens noch geschwind ein Bussel!“

„Du wärst gar nit geschmalzen! Dies heb' ich Dir auf, derweit bis Du wieder kommst, da bist auch froh, wannst eini kriegst.“

„Aber daß es sein gewiß ist!“

„Gewiß ist's, da kannst Gist drauf nehmen!“ — „Daß ich Dich nit heirat“, jetzt die Falsche in Gedanken hinzu.

„Ich traun Dir aber samt dem nit recht. Mit einem so grundfalschen Weiberleut, da kennst sich der Teufel aus. — Das Geschickst wirts sein, ich nimn mir 's Bussel heut gleich mit.“

Mit beiden Armen klammert der Liebesirrende sich an den eisernen Fensterstangen fest.

Ein paar kräftige Schnalzer durchzittern die Luft. Dann geht's wie ein „Windspiel“ wieder die Leiter hinab und im selben Augenblick ist der ländliche Othello verschwunden.

Da bellt der Hofs Hund zum drittenmal.

Auf der Vorderseite des Hauses öffnet sich ein Fenster und ein bezipfelhaubter Männerkopf wies zwischen den Eisenstangen sichtbar.

„Was giebt's denn ab da drinten? Wer hat denn um meinen Hof umeinander was zu suchen?“

Keine Antwort.

„Wann nit gleich machts, daß Ihr weiter kommt, nachher heb' ich Euch den Hund nach!“

Grabesstille.

„Mit dem Terzerol schief ich abi!“

Nichts regt sich. Nur der Hund knurrt zuweilen unwillig über die gestörte Nachtruhe.

Stirrend steigt der Fensterflügel zu.

Unmittelbar darauf nähern sich Karls Kammer schlürfende Tritte.

„Karl! . . . Karl! . . . Klaaarl!“

„Jooo . . . oo . . . ooo . . . was wollts denn?“ fragt die in gut gespielter Schlaftrunkenheit. „Ah soo . . . Du bist es, Boda?“

„Hast Du nit gehört, Karl, daß sich wer um unsern Hof rumgeschlichen hätt'?“

„Ich? . . . Wie wär denn dies möglich gewesen, daß ich was hören hätt' können? Ich hab' ja doch schon geschlafen als wie ein Nag, dies hast ja eh geseh'n!“

„Na ja — es kann mich betrogen auch haben,“ giebt der Milchbauer zu, „aber mir ist's halt grad so vorkommen.“

Kaum hat der Bauer sich wieder aus der Kammer entfernt, klopft es leise ans Fenster.

„Karl! — Karl! — Geh' mach ein Bißl auf, ich bins!“

„Jesseß na — jetzt weist der „Kulezer“ den auch noch daher heut!“

Mit einem Sage ist die Maid aus dem Bette und öffnet das Fenster.

„Ja hau, Hartl, wo kommst denn Du noch her heut?“ fragt sie verwundert.

„Wo werd' ich denn herkommen? Von daheim halt! — Hast mir's ja geheissen, daß ich heut auf d' Nacht kommen darf!“

„Ja, ja, freilich“ — jetzt siel's der Karl erst ein. Na, da ist's aber doch ein reines Glück gewesen, daß der Kav nimmer zusammengetroffen ist mit dem, des hätt' weiters keine Gaudi und ein Geräuf abgegeben mitten bei der Nacht!

Aber annehmen konnte sie den Besuch doch nicht, der Vater ist zu mißtrauisch, der schläft jetzt sicherlich noch gar wie lang nimmer ein.

Leise bittend spricht sie deshalb auf den Burschen ein:

„Mach' nur grad' gleich wieder, daß Du weiter kommst, Hartl! Grad' im Augenblick ist der „Boda“ bei mir in der Kammer herhinter gewesen und hat nachgesehen, weil er was gespaamt hat. Aus wär's, wenn er Dich ausliffen thät — sein Terzerol hat er geladen. Also gelt, Hartl, gehst wieder gutwillig fort, ich bitt' Dich um Gotteschristwillen, damit daß doch kein Unglück nit geschieht!“

„Ah sooo wohl!“ — macht der Abgewiesene enttäuscht. „Ja, da muß ich freilich gleich wieder abschieben nachher.“

Und so schnell wie er gekommen, verschwindet der überflüssige Liebhaber wieder vom Schauplatz.

Von nun an stört in dieser Nacht nichts mehr die heilige Stille zu Guglmücken. —

Kleines Feuilleton.

— Das Erdöl in der kalifornischen Landwirtschaft.

Kalifornien ist außerordentlich reich an Erdölvorkommen; der größte Teil davon wird noch gar nicht ausbeutet, weil die hohen Frachtsätze der Eisenbahnen die Ausfuhr hindern. Dafür wird im Lande selber um so mehr Erdöl verbraucht. Die Lokomotiven der Eisenbahnen und die vielen großen landwirtschaftlichen Maschinen werden mit Erdöl geheizt. Auf einer Farm in der Weizen-gegend Colusa, etwa 380 Kilometer von Sacramento, sah ich — so schreibt jemand der „Frankfurter Zeitung“ von dort — eine Dampfmaschine von fünfzig Pferdekraften mit einem acht Fuß großen Schwungrad in Thätigkeit, welche täglich zwölf Fässer Oel brauchte und sieben Mann Bedienung erforderte. Acht Pferde waren nötig, um ihr beständig Wasser und Brennstoß zuzuführen. Mit einem von dieser Maschine betriebenen Pfluge wurden in vier Stunden und fünfundsiebzehn Minuten gegen 30 Hektar Land gepflügt. Auf nur einem Wege wird eine Strecke von über 40 Fuß Breite gepflügt, in welcher der Pflug 55 Furchen zurückläßt. Durchschnittlich kann man mit dieser Maschine gegen 45 Hektar Land den Tag pflügen. Auch ist sie nicht nur etwa zum Versuch aufgestellt; denn schon im vorigen Jahre hat man sie gebraucht und damit 2800 Hektar Land für die Ausfaat hergerichtet. Selbstverständlich bezahlt sie sich nur, aber dann auch hundertfältig, für größere landwirtschaftliche Flächen, wie sie in Kalifornien noch in großer Menge bestehen. Der Eigentümer der Maschine und des Landes, auf dem er sie verwandte, teilt mir mit, daß ein Nachbar von ihm im vergangenen Jahre mit einer gleichartigen Maschine den Weizen von 400 Hektar Land an einem Tage mähte, drosch und siebte! Sie ersetzt vollkommen 70 Maultiere oder 100 Pferde bei der Arbeit. In Gegenden, in

denen keine Farmen vorwiegen, ziehen Unternehmer mit derartigen Maschinen von Farm zu Farm, besorgen die Arbeit vieler Wochen in ein paar Tagen zu beiden Parteien gewinnbringendem Preise und verdienen dabei nicht selten in wenigen Jahren ein kleines Vermögen.“ —

Musik.

Es mag immer wieder auffallen, daß Deutschland erst so sehr spät eine originale Blüte des Dramas und zumal der Oper bekommen hat. Zwar sind den Historikern der Litteratur und der Musik die Vorläufer, die hauptsächlich ins 17. Jahrhundert fallen, wohlbekannt. Doch unser Drama im nationalen Sinn des Wortes begann erst etwa mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und unsere Oper in diesem Sinne erst mit dem Ende desselben, während ihre selbständigste Blüte, Richard Wagners Musikdrama, erst viel später entstand. In eigentümlicher Weise suchte das 18. Jahrhundert unbewußt nach einem Ertrag für eine selbständige musikalische Theaterkunst: es waren dies besonders die verschiedenen Oratorien, und unter ihnen vertraten vielleicht Haydns „Jahreszeiten“ am meisten das, was für unsre Zeit das nunmehr erreichte Gesamtkunstwerk ist. An die Bedeutung jenes Oratoriums erinnerte uns in diesen Tagen eine gelungene Ausführung seitens der Singakademie, und an das, was zur Erreichung dieses Gesamtkunstwerkes führte, ein uns vorliegendes Recensionsbuch: „Schiller-Wagner. Ein Jahrhundert der Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas.“ Von Dr. Martin Wernick. (Berlin, Verlag von Alexander Dunder.)

Dort also jenes schlichte, aus Frömmigkeit und Weltlichkeit, Naivetät und Optimismus und der gemäßigten Beschaulichkeit bürgerlicher Daseinsfreude aufgebaute Werk des Vaters Haydn von der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Aufführung unter Direktor Georg Schumann erfreute — was ja selten vorkommt — insbesondere durch gute Solistenleistungen. Nur daß die Solofänger gar sehr von einander abstachen. Frau Jeannette de Jong-Grumbacher gefiel uns diesmal mindestens eben so gut wie neulich. Doch neben ihrem so recht unreflektiert kindlichen, ziemlich gleichmäßig gehaltenen Gesang wirkte die Bemühung des Tenors Ludwig Heß, den jeweiligen Textgehalt durch die verschiedensten Klangfarben und sonstigen Ausdrucksmittel darzustellen, gar zu auffallend. Eugen Schildach war hinwieder der gemäßigteste, ruhige Bass ohne besondere künstlerische Ansprüche. Das Publikum war auf Kunstgefühl gestimmt: es klatschte fast gar nicht.

Das erwähnte Werk Behrendts führt uns hauptsächlich in das Bestreben Schillers und Wagners ein, durch ihre dramatischen Motive und Personen politische und sociale Typen konzentriert zu verformlichen. Der Verfasser konstruiert viel und gehört zu den ästhetischen Studentern und Hörern des Grasswachsens; in der Kritik Schillers hält er niedrigen Inhalt und hohe Darstellungs Kunst nicht genug auseinander; in der Behandlung Wagners nimmt er Teile des „Ringes“ insofern vor, wo er diesen nur als Ganzes fassen sollte. Seine Nachweisung jedoch, wie Wagner hier den Kapitalismus, die reaktionären Gewalten, die respektable Durchschnittsgesellschaft und dergleichen treffen wollte, ist, trotz verschiedentlichem Gedenken des Lesers, eine beachtenswerte Deutung, die dem Dichterkomponisten selber vorausichtlich gefallen hätte. Muten möchten wir dem Autor allerdings, nächstens damit zu rechnen, daß historische Tatsachen doch nicht so glatt auf einfache Formeln zu bringen sind, wie es dem vom Detail zu sehr abgewandten Blick des Verfassers als zutreffend vorkommt. —

das fertige Produkt ist bis auf etwa 1 Prozent völlig rein. Aus dem Bariumhydrat können dann leicht alle anderen gewünschten Verbindungen hergestellt werden. Die Fabrik an den Niagarafällen liefert vorläufig 600 Doppelcentner täglich. —

Humoristisches.

— Moderner Maßstab. „Und Sie sind ein ganz unbedeutender erbärmlicher Mensch, nicht mal in der „Woche“ sind Sie abgebildet gewesen!“ —

— Blamage. Lieutenant von Bigleben hat einem Rekruten vor der Front einen Fußtritt versetzt. Die Angelegenheit wird dem Oberst vorgetragen. Dieser beruft, im höchsten Grade entrüstet, den Schuldigen zu sich. „Lieutenant von Bigleben, Sie sind ja sonst ein ganz brauchbarer Mensch, wie konnten Sie sich aber so veressen? Sie haben sich die Achtung Ihrer Kameraden vollständig veräppelt. Das ganze Offiziercorps weiß jetzt, daß Sie — vollkommen durchgelaufene Sohlen an Ihren Stiefeln hatten!“ —

— Spekulativ. Frau: „Du, Mann, wir sollten uns eine neue Salongarnitur anschaffen, — die alte ist schon recht schön.“
Mann: „Warten wir noch a bissehl, dann ist sie aut!“
(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Ein Exemplar der dritten Ausgabe der sogenannten Mallermi-Bibel ist dieser Tage von Berlin nach England zum Preise von 5000 M. verkauft worden. Die erste Ausgabe dieser Bibel erschien 1490 in Venedig; von ihr sind mehrere Exemplare bekannt, während man von der 1493 erschienenen Ausgabe bisher nur zwei kannte, die beide auch erst 1900, und zwar seltamerweise fast zu gleicher Zeit, entdeckt wurden. Das eine befindet sich in Berlin, das andre in Paris. Dem jetzt bekannt gewordenen Exemplar, das jodern verkauft worden, fehlen fünf Blatt im Register. Der hohe Wert des Werkes liegt hauptsächlich in den prächtigen 441 Holzschnitten, die sich häufig von denen der beiden ersten Ausgaben unterscheiden. —

— Das Deutsche Theater wird sein Gastspiel am Wiener Carl-Theater bereits am 6. Mai beginnen; den Anfang macht Schnitzlers Einakterchluß „Lebendige Stunden“. —

— „Madonna“, eine einaktige Komödie von Robert Keneri (Pseudonym des Schauspielers Robert Giller), errang im Münchener Schauspielhaus einen starken Heiterkeitserfolg. —

— Das „Lustige Theater“ (Direktion Dr. Pferhofer) wird als erste Novität im September eine einaktige parodistische Operette aus dem Französischen: „Elisabeth, die Taucherbraut“ bringen. —

— Von Klingers „Beethoven“ wird das getönte Originalmodell in der Berliner Secessions-Ausstellung zu sehen sein. Das Modell ist in halber Größe gehalten. —

— Die Münchener Jahresausstellung 1902 im Glaspalast wird besonders reichhaltig in korporativen Ausstellungen sein. Unter andern beteiligen sich kollektiv: die Münchener Künstler-Vereinigung, Einhold-Gruppe, der Verein für Original-Modierung in München, die Scholle, die Vereinigung für graphische Kunst, der Verein Berliner Künstler, die Vereinigten Berliner Clubs, die Karlsruher Kunst-Genossenschaft, die Schleswig-Holsteinische Kunst-Genossenschaft, die Stuttgarter Kunst-Genossenschaft, die Freie Vereinigung Württembergischer Künstler, der Frankfurt-Cronberger Künstlerbund, die Glasgower Gruppe, die Gesellschaft Schottischer Künstler in Edinburgh, eine Gruppe italienischer Künstler und der Aquarellisten-Verein zu Rom. Ferner werden noch Separat-Ausstellungen veranstaltet von den Werken der verstorbenen Künstler Ernst Zimmermann und Otto v. Faber du Faur; auch wird außer der Abteilung für christliche Kunst noch eine Abteilung für ausgewählte kunstgewerbliche Arbeiten eingerichtet werden. —

— Der Entwurf für ein geplantes Shakespeare-Denkmal in Weimar wurde dem Berliner Bildhauer Professor Lessing übertragen. —

— Bei Schießversuchen auf dem Kruppischen Schießplatz bei Meppen wird ein ebenso einfaches wie sinnreiches Verfahren angewendet, um die Geschwindigkeit zu messen, mit welcher die Geschosse die Luft durchdringen. In der Schießrichtung sind gelegentlich Rahmen aufgestellt, in denen sich dünne Drahtnetze befinden, die von dem betreffenden Geschöß durchbohrt werden, natürlich ohne dessen Schnelligkeit auch nur irgendwie zu beeinträchtigen. In Verbindung mit diesen Drahtnetzen stehen elektrische Drähte, die an sinnreich und minutös konstruierten Apparaten anzeigen, wann das Geschöß das Netz passiert hat. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 27. April.

Technisches.

10. Eine neue wichtige Anwendung des elektrischen Ofens ist zur Schaffung einer Industrie in der Umgebung der Niagarafälle und mit Ausnutzung von deren Wasserkraft erfolgt. Der Ingenieur Jacobs hat eine Beschreibung des Verfahrens vor der Gesellschaft der Chemischen Industrie in New York gegeben. Es handelt sich um die Herstellung von Verbindungen des Elements Barium, die eine vielfache Verwendung in der Industrie finden. Sie werden für die Gerberei benutzt, für die Herstellung von weißer Farbe, für die Reinigung von Wasser für industrielle Zwecke, dann in der allgemeinen chemischen Fabrikation, ganz besonders aber in der Nubenzucker-Industrie für die Gewinnung des Zuckers, der unkrystallisiert in der Melasse zurückbleibt. Bariumhydrat ist ein geradezu idealer Stoff, um das Wasser für Dampfessel zu erweichen, und seine allgemeine Einführung an Stelle der gegenwärtig dafür gebräuchlichen Verfahren ist nur eine Kostenfrage. Das Rohmaterial für die meisten in der Industrie verwerteten Bariumverbindungen ist das Mineral Baryt oder Schwerkryt, die in der Natur weitverbreitete Verbindung des Grundstoffs Barium mit Schwefelsäure. Um aus diesem Mineral andre Verbindungen herzustellen, wurde es bisher gewöhnlich in einem Plattenofen mit Kohle oder Coaks behandelt. Es ist nun nachgewiesen worden, daß bei der Temperatur des elektrischen Ofens der Schwefel aus dem Mineral völlig ausgeschieden werden kann, so daß das Barium nur in seiner Verbindung mit Sauerstoff zurückbleibt. Das Verfahren ist zudem äußerst sparfam, weil es eine Verwertung des Rohmaterials bis auf 2 bis 3 Prozent gestattet, während bisher ein Viertel oder gar die Hälfte unbenutzt blieb. Das für die Industrie so wichtige Bariumhydrat kann dann einfach durch Zusatz von Wasser gewonnen werden, und